

Abreißkalender.

Ein sehr geschätzter Mitarbeiter schickte uns kürzlich, anknüpfend an die Hamlet-Aufführung durch Witoeff, eine philosophische Abhandlung über diese Tragödie. Er analysierte den Charakter Hamlets, wie er ihn versteht, und verbreitete sich über die Tragik, die in dem Zustand des Müßens und Nichtkönnens gegeben ist: Selbstverbrennung, Vernichtung durch gegenseitige Aufhebung der Kräfte.

Mit den Begriffen Müssen und Können und ihrer einseitigen Verneinung läßt sich dreierlei kombinieren: 1) Müssen und Können zugleich; 2) Müssen und nicht können; 3) Können und nicht müssen.

Wo müssen und können sich decken, ist der Zustand absoluter Harmonie gegeben. Eins fügt sich ins andre, es gibt keine Zerrung, kein Defizit der Kräfte, kein Rest, die Rechnung geht glatt auf. Pflicht und Vermögen fließen in eins, keines hebt das andre auf, keines läßt das andre im Stich, es ist kein gegenseitiges Aufheben, sondern ein Ergänzen, nicht Subtraktion, sondern Multiplikation. Resultat: Der Zustand, der gemeinhin als das Glück bezeichnet wird, das gute, brave, alltägliche Glück, darauf sich's Leben läßt, wie auf den Zinsen mündelsicherer Papiere.

Nun kommt die perfideste Kombination: Können und nicht müssen.

Das ist das Radua der Kräfte, das ist die tödliche Tragik, die da ist, wie ein schleichendes Gift.

Nichts schöner, kraftgenialer, als das Können und

nichtmüssen, das im großen ganzen den Zustand der Boheme darstellt.

Es ist so schön, daß alle Faulenzer, alle Nichtskönnner, alle Bummeler ohne Talent, alle Verantwortungsscheuen, alle Eitlen des Geistes diesen Zustand vertauschen wollen. „Wir könnten, wenn wir wollten, aber wir wollen nicht, weil wir nicht müssen.“

Nicht groß, nicht schöpferisch sein wollen, weil man es nicht muß, trotzdem man es könnte, das rückt einen in die Reihen der verbummelten Genies, und man gilt doch lieber als maßloser Verschwender, nicht wahr, als daß man von den Leuten sich als armer Eschluder bedauern läßt. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der ein Riesenvermögen in Grundwerten geerbt hatte. Er ließ seine Äcker verwildern und seine Häuser von Mietern verwohnen, von denen er keinen Heller einzog. Dafür pumpte er seine Freunde an und prellte Jed. Er war überzeugt, daß er den Leuten sympathischer war, als wenn er aus seinem Grund und Boden den letzten Pfennig herausgewuchert hätte.

Er konnte, aber er mußte nicht. Er ist elend in Südamerika in einer Regentneipe umgekommen.

Bei diesem Verhältnis des Könnens und nicht Müßens setzt etwas ein, wie ein Fäulnisprozeß. Der lebendige, organische Stoff verwest durch Mangel an Lüftung und Bewegung. Oder er verpufft, wie Pulver im Lauf, wenn kein Pfropfen drauf ist.

Der wahrhaft Begabte schafft sich sein Müssen aus moralischem Zwange selbst. Dem Können gegenüber, das er in sich empfindet als ein Talent, mit dem zu wuchern ihm vom Geiste auferlegt ist, richtet er selbst die Norm des Müßens auf. Und er schafft so künstlich das Verhältnis von Können und Müßen, dessen Auswirkung die Harmonie des Lebens, das Glück, bedeutet.

Es gibt aber auch die andern, die der Tragik des Könnens und nichtmüssens nicht entrinnen, aus Mangel an sittlicher Kraft. Sie sind die Edelboheme, die in Verlaine's ihren Altarheiligen verehrt. Sie sind um so viel mehr, als der Hamlet unseres geschätzten Mitarbeiters zu bedauern, als das Können über dem Müßen steht. Denn Können bedeutet etwas für sich allein, während Müßen an und für sich weislos ist und nur durch das Objekt in die Welt des Gegenständlichen hineingelangt. Um etwas zu müssen, muß man es erst können. Muß man es, ohne es zu können, so hängt das Müßen in der Luft und es entsteht eben jener entsetzliche Zustand, in den unser Mitarbeiter den Prinzen von Dänemark hineinversetzt.

Mercredi 19. 1. 1927